

Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.

Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt, für die Ortschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden, Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate werden bis Montag, Mittwoch u. Freitag Mittag angenommen und kosten: die 1. Spalte 15 Pf. Unter Eingelände: 30 Pf.

Inseraten-Aannahmestellen: Die Arnoldische Buchhandlung, Invalidenbank, Hasenstein & Bogler, Huboldt & Hoffmann, S. L. Daube & Co. in Dresden, Leipzig, Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M. u. s. w.

Spezial-Redaktion Dresden-Neustadt, N. Neuhner Gasse 3. Die Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend 1881.

Abonnements-Preis: vierteljährlich M. 1.50.

In bezug auf die Postanstalten und durch unsere Boten. Bei freier Lieferung ins Haus erhebt die Post noch eine Gebühr von 25 Pf.

Nr. 67.

Sonnabend, den 11. Juni 1881.

43. Jahrgang.

Politische Weltschau.

Deutsches Reich. „Soziale Verbesserungen und socialdemokratische Träume“, unter diesem Titel wendet sich ein Artikel der preussischen „Prov. Korrespondenz“ nachdrücklich wider die zahlreichen Gegner des von dem Reichskanzler bei dem Unfallversicherungsgesetz in Aussicht genommenen Staatszuschusses. Das halbamtliche Blatt beklagt, daß die allgemeine erfreuliche Zustimmung zu der Vorlage für einen sehr wesentlichen Punkt derselben nicht ausgereicht habe und erläutert: „Es ist dies der Vorschlag einer finanziellen Beihilfe des Staates für den ärmeren Theil der Arbeiter zur Bezahlung derjenigen regelmäßigen jährlichen Beiträge, welche ihnen oder ihren Hinterbliebenen im Falle eines Unfalles ein gewisses ständiges Einkommen verbürgen. Diese Frage des Staatszuschusses hat eine Beurtheilung erfahren, welche darauf hinweist, daß die Parteien, welche sonst die Pflicht des Staates anerkennen, in das wirtschaftliche Leben fördernd und helfend einzugreifen, davor zurückschrecken, die Gebote des praktischen Christenthums auch über die grundsätzliche Ueberzeugung hinaus anzuerkennen und die Hilfe und Förderung auch überall wirklich eintreten zu lassen. Der Staatszuschuss wurde als ein gefährliches socialistisches Prinzip bekämpft, dessen einmalige Anerkennung und Anwendung zu den ungeheuerlichsten staatlichen Zuständen führen würde, wie sie etwa der Phantasie der socialdemokratischen Führer als letztes wünschenswerthes Ziel vorschweben. Nur ein Theil der Konservativen stimmte für den Staatszuschuss in der richtigen Ueberzeugung, daß mit der Einführung einer, wenn auch scheinbar socialistischen Idee, insofern sie berechtigt und von praktischen und sittlichen Rücksichten geboten ist, den unberechtigten, gefährlichen, die gesunde Entwicklung des Staatslebens bedrohenden Forderungen der Volkverführer werde Einhalt geboten und vorgebeugt werden.“

Indem der Reichskanzler sich für den Staatszuschuss — der ja kein Almosen, sondern nur die Ermöglichung einer Art Sicherstellung für die Zeit der durch Unfälle hervorgerufenen Noth sein soll — entschieden hat, überließ er nicht die nahe liegenden Schlussfolgerungen bezüglich der gefährlichen revolutionären Wirkungen, welche die erste kleine Nachgiebigkeit gegen das von socialdemokratischer Seite aufgestellte Princip hervorbringen könne, er war aber gewiß, den richtigen Weg gefunden zu haben, um die Arbeiter, welche sich noch jetzt an dem socialdemokratischen Gängelbände leiten lassen, der revolutionären Führung zu entreißen. Die revolutionären Gefahren werden nicht heraufbeschworen, wenn man den berechtigten Kern der Forderungen der Arbeiter pflanzt und pflegt; nein, man bricht denselben vielmehr die

Spitze ab und leitet sie in geordnete ebene Bahnen, wenn der Staat den Willen zeigt, der wirklichen Noth der arbeitenden Klassen zu begegnen. Und deshalb ist der Staatszuschuss ein ebenso praktisches, wie hochbedeutend politisches, heilsames Mittel, dessen Anwendung nicht mehr verhindert werden kann, aber auch als nothwendig anerkannt werden muß, wenn nicht von diesem, so von einem anderen Reichstage.“ Die „Prov.-Korresp.“ täuscht sich jedoch offenbar, wenn sie annimmt, daß die Arbeiter, durch den Brocken des Staatszuschusses ihren bisherigen Führern untreu gemacht werden könnten; eine solche Bewilligung von Staatsmitteln würde wahrscheinlich nur der erste Schritt auf einem Wege sein, dessen Ende sich gar nicht absehen läßt. Das Reich bietet den Fingern und die Arbeiter werden sofort versuchen die ganze Hand zu nehmen, denn das liegt doch nahe genug, daß sie fragen werden, warum nur Diejenigen, die versunglücken, sich einer gesicherten Zukunft erfreuen sollen, während die Anderen, welche bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte arbeiten, hilflos bleiben, wenn die Tage des Alters gekommen sind. Eine Arbeiter-Invaliden-Versicherung ist die nächste Forderung, die sie erheben werden, wenn die Unfallversicherung mit Staatszuschuss realisiert ist. Weiter folgt aus dem Allen, daß der Arbeiter ein Recht auf Arbeit und Verdienst habe und auch dieses Recht wird der Staat, wenn es anders nicht zu realisiren ist, seinerseits in Zeiten der Noth durch Massenbeschäftigung der Arbeitslosen auf Staatskosten anerkennen müssen, nachdem er die erste Verpflichtung des Staatszuschusses anerkannt hat. Auf diese Weise geräth das Staatsboot immer mehr in das socialistische Fahrwasser hinein und ob das geschehen soll, darüber werden allerdings die Wähler des künftigen Reichstages zu entscheiden haben, an die der halbamtliche Artikel mit der Schlussapostrophe deutlich genug appellirt.

Bei der Wiedereröffnung des deutschen Reichstags am Donnerstag hatten sich die Abgeordneten in erfreulicher Vollzähligkeit eingestellt. Nachdem über den Eingang der Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn und der Schweiz berichtet worden war, trat das Haus in die dritte Beratung über die Innungsvorlage ein. Abg. Dr. Baumbach beklagte als Gegner der Zwangs-Innungen, daß man den bestehenden Korporationen nicht dieselben Rechte lassen wolle, die man den neu zu bildenden Innungen durch dieses Gesetz gebe. Abg. v. Hertling, welcher erklärte, niemals ein Freund der Gewerbefreiheit gewesen zu sein, verwahrte das Centrum gegen den Vorwurf, in dieser Frage seine Anschauung geändert zu haben und verteidigte die Zwangs-Innungen. Abg. Löwe: Berlin bestritt die Behauptung, daß die Innungsgesetzgebung das deutsche Gewerbe

konkurrenzfähig mit dem Auslande machen könne, wozu nur die Verallgemeinerung und Verbesserung des Schulunterrichts führen werde. Abg. v. Rinniger ode trat unter Ausfällen gegen die Fortschrittspartei und gegen Hamberger namens der Deutschkonservativen für die Zwangs-Innungen bezw. für die Annahme des Amendements Ackermann ein, in welchem er einen vorsichtigen Versuch erblickt, das Handwerk wieder zu heben. Nach längerer Debatte genehmigte der Reichstag die Vorlage nach den Beschlüssen der zweiten Lesung mit Ablehnung des von dem Abg. Ackermann gestellten Antrags, wonach nur den Innungsmeistern gestattet werden sollte, Lehrlinge zu halten. Dieser Antrag fiel mit 125 gegen 122 Stimmen, trotz warmer Besänntigung von konservativer und clerikaler Seite.

Der Kaiser beabsichtigt, an diesem Sonnabend, den 11. Juni, nach Ems abzureisen und gedenkt vier Wochen später nach dem Wildbad Gastein überzusiedeln. Wie die „Nord. Allg. Ztg.“ mittheilt, hat der Kaiser dem Botschafter Grafen Hagfeldt in ausdrücklicher Anerkennung der Umsicht und des Eifers, mit dem er den Abschluß der die griechische Frage regelnden Konvention herbeigeführt hat, den rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub verliehen.

Fürst Milan von Serbien ist vor einigen Tagen auf seiner Königsreise über Wien in Berlin angelangt, wo er im königl. Schloß Wohnung gefunden hat und sich der größten Auszeichnungen erfreut. Von Berlin aus reist der Fürst direkt nach Petersburg. Nach Äußerungen der wohlunterrichteten „Neuen Pr. Ztg.“ ist anzunehmen, daß dem Wunsche des Fürsten werden von der deutschen noch von der österreichischen Regierung Hindernisse in den Weg gelegt werden, da beide Regierungen dieselbe gemeinschaftliche Linie wie in der rumänischen Königsfrage einzuhalten gedenken. Zugleich weist der offenbar inspirirte Artikel des konservativen Blattes auf die erneute Opposition Rumaniens gegen die berechtigten Ansprüche Oesterreichs bezüglich der Donaufrage hin. Die rumänische Regierung scheint lediglich den Strömungen einer Oppositions-Partei nachzugeben, doch sei irgend ein Erfolg dieser überraschenden Bestrebungen nicht zu erwarten.

Die „Germania“ hält es für wahrscheinlich, daß in Triest auf dem Wege päpstlicher Provision ein Bisthum-Administrator eingesetzt wird. Leichtere noch meint das clerikale Blatt, würde sich dies in Fulda bewerkstelligen lassen, wo von vornherein dieser Weg in Aussicht genommen werden mußte, weil das Kapitel bekanntlich bis auf einen einzigen Kapitulat reducirt, also wahlunfähig ist.

Wie verlautet, hat der Reichskanzler eine erneute Prüfung der Frage veranlaßt, inwiefern die Einführung

Fenilleton.

Unterm Rothen Kreuze.

Original-Novelle von S. D. Nerajew.

(8. Fortsetzung.)

Felix saßte sich an die Stirn; ihm schwindelte. „Was ist das? rief er erschrocken. Welcher Dämon hat hier sein Spiel getrieben? Bin ich umwoben von unsichtbaren geheimnißvollen Kräften, oder hat hier ein elender Wicht, der sich in meine Angelegenheiten drängt, sich erfrecht, mich zu verspotten? Aber wie kann er Kenntniß von meinen Beziehungen zu Amalie von Grumkau erlangt haben, da ich doch mit Niemandem über diesen Gegenstand gesprochen?“ Er dachte nach und griff zurück in die äusseren Falten seiner Erinnerungen. Nirgends fand er einen Schlüssel zu dem Orakel der Pythia. Zuletzt glaubte er an eine Mystifikation von Seiten der Aerzte oder Wärter, unter deren Pflege er gestanden. Sie hatten, glaubte er, seine Briefe gelesen, seine Beziehungen zu Amalie beobachtet, hatten den Zettel Amaliens entfernt und statt dessen den neuen Zettel mit der Unterschrift, die er soeben gelesen, in den Brief seiner Tante gelegt. Aber die Handschrift? Stimmt diese nicht auf ein Paar mit der Handschrift Amaliens? Das Räthsel blieb ungelöst, so viel er auch grubelte und brütete. Sein eifriges Nachdenken hatte wenigstens das Gute, daß es seinen niedergedrückten Geist wieder zu einer lebendigeren Thätigkeit aufrüttelte und seinem Willen

größere Energie verlieh. In pünktlicher und achtungsvoller Befolgung der von Amalie an ihn gerichteten Bitte, nicht weiter nach ihrem Verbleib zu forschen, hatte er bis jetzt sich jeder Thätigkeit nach dieser Richtung enthalten. Wenn der Inhalt des aufgefundenen Zettels, der doch im Uebrigen Wahrheit enthielt, auch in seinen Schlussworten sich kräftigte, so konnte Amalie nicht für ihn verloren sein. Jetzt hätte er gewünscht, Amalie von Grumkau möchte in Waldau sein. Wenn ihre Person wirklich mit dem Inhalt des Zettels in Verbindung stand, wie es nach der Unterschrift unter demselben schien und wenn sie ihm tröstenden Zuspruch verlieh, so mußte sie ihm doch nicht so ganz feindlich sein und mußte wissen, wo Amalie weilte und wo er sie zu suchen habe. Vielleicht half sie ihm auch in den Bestrebungen, sie zu finden. Jetzt hätte er so gern gesehen, Amalie möchte nicht, wie seine Tante geschrieben, von Waldau fern sein. Man braucht sich ja nicht zu lieben und kann doch ein recht guter Freund sein und in diesem Sinne hätte er sich wohl, wie er meinte, mit Amalie verständig und ihre Bundesgenossenschaft erwerben können. Jetzt blieb ihm freilich nichts weiter übrig, als mit Hilfe seiner Tante den Aufenthalt Amaliens zu erfahren, diese aufzusuchen und unter deren Beistand zu seinem geliebten Mädchen zu gelangen und sie ihren zwingenden Verhältnissen zu entreißen. Er brannte jetzt vor Ungebuld, endlich nach Waldau zu kommen. Die anderthalbstündige Postabfertigung auf der russischen Grenzstation Wirballen dünkte ihn eine Ewigkeit. Als er die Grenze überschritten und von seinem Koupé aus die ersten Fuhrwerke mit ihren kleinen russischen Pferdchen und deren kleidsamem Krummholz

über dem Haupte erblickte, heimelte es ihn seitfam an. Fast ein halbes Jahr war er der Heimath fern gewesen und was hatte er in dieser Zeit erlebt! Welche Fülle von Erinnerungen brachte er aus der Fremde mit, wie neu und von der Vergangenheit völlig verschieden hatten sein Denken, sein Fühlen, seine Bestrebungen sich gestaltet!

Bei Ethany mußte er das Eisenbahn-Koupé mit einem leichten Schlitten vertauschen. Hier hatte die Kommunikation der Eisenbahnschienen ein Ende und die Landwege begonnen. Nur noch fünfzig Werst trennten ihn von seiner ältigen Tante und von Waldau.

Auch dieser Weg ward verhältnißmäßig schnell zurückgelegt; denn auf der dichten und glatten Schneeebene glitt der Schlitten in raschem Fluge dahin. Ummächtig traten aus dem winterlichen Nebel die Konturen des Schieferdaches vom Waldauer Schloß und der rothen Dächer der Wirtschaftsgebäude hervor. Und nun endlich glitt das leichte Gefährt in das mit Dachstuhl und Gefindeglocke versehene Hofthor des Herrschaftssitzes ein, nicht mit Rossegeklänge und Peitschenknall, sondern, wie es in Rußland üblich, lautlos und mit puritanischer Schlichtheit.

Als der Schlitten mit einer raschen Wendung vor dem Schloßportal hielt, flogen die Blicke des Ankömmlings an den Parterrefenstern mustend vorüber, um zu erspähen, ob nicht Onkel und Tante sich blicken ließen. Freilich hatte er diese von seiner Ankunft nicht unterrichtet und der Abend begann bereits zu dämmern, eine Zeit, in welcher man kaum Gäste erwartete. Nirgend sah Felix ein menschliches Wesen, nur an einem der letzten Fenster huschte eine weibliche Gestalt wie flüchtend vorüber.